

Den dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Säbend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 4.

Donnerstag, den 19. Januar.

1854.

O klingender Frühling, du selige Zeit,
Und bist du vorüber, uns thut es nicht leid:

Wir liebten uns gestern, wir liebten uns heut,
Wir lieben uns morgen, wie glückliche Leut!
(Wilhelm Müller.)

F ü g u n g e n.

Eine Novelle

von

Ernst Frize.

(Schluß.)

rau v. Kattensee hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Am späten Abend erhielt Frä. Brandisen ein Billet von ihr, worin sie mit excentrischen Worten von der Pflicht sprach, ihrem Gatten auf alle Fälle zu folgen. Sie hatte beschlossen nach Amerika zu gehen, bätte aber von dieser Sache nicht mit ihr zu reden, sondern sie als abgemacht zu betrachten. Ihre Freundschaft könne sie bethätigen, wenn sie es ausfindig zu machen suche, auf welchem Schiffe ihr Gatte reisen würde. Sie glaubte an seine Erbitterung durchaus nicht und hoffe von dem unverhofften Zusammentreffen in dem fremden Lande oder auch schon auf dem Meere einen glücklichen Erfolg, als in der für ihn drückenden Nähe einer Dame, wie ihre Freundin, die er als eine Tugendheldin betrachten müsse.

Frä. Brandisen las den Brief mehrere Male. Sie verzieh ihr jedes verletzende Wort in Bezug auf sich selbst, aber sie verzieh ihr die Verletzung der weiblichen Würde nicht, deren sie sich durch diesen unüberlegten Schritt schuldig machte. Da Aline heischte von der Sache nicht zu reden, so unterließ sie jedes Wort dafür und dawider, als sie

noch in derselben Minute zu ihr ging, um ihr kurz und bündig mitzutheilen, daß sie von ihrem Geschäftsführer wisse, Kattensee würde das neue Schraubendampfschiff „Helene Stoman“ zu seiner Ueberfahrt nach Amerika benutzen und dies Schiff habe sich schon vollkommen gerüstet und liege zur Abfahrt bereit.

Frau v. Kattensee war keinen Augenblick zweifelhaft über das, was nun zu thun sei. Sie hatte sich hinlänglich mit Geld versehen — ihre Garderobe war schnell gepackt und als der Morgen dämmerte, da fuhr sie an der Seite ihrer sehr schweigsamen Freundin nach dem Hafen, um ihre Ueberfahrt zu ordnen. Das Schiff lichtete an diesem Tage noch nicht. Trotzdem trennten sich die Freundinnen schon jetzt und nahmen Abschied. Frä. Brandisens Wohnung lag zu entfernt vom Hafen, um sie in der Ungewißheit der Abfahrt zweckmäßig zu finden, auch war es beiden Frauen eine Erleichterung, sich nach den Vorgängen des verflossenen Tages nicht mehr zu sehen. Ihre Herzenseinigheit hatte einen gewaltsamen Stoß erhalten und die letzten Erfahrungen standen wie Gespenster zwischen ihnen. Frau v. Kattensee fuhr in das nächste Hotel, und Frä. Brandisen ging langsam und sinnend nach ihrer Wohnung zurück. Ihr Geist wurde von den erlebten Scenen gänzlich eingenommen. Sie sondirte das Benehmen des Gatten — sie erwog den Werth des einen gegen den des andern.

Die Lösung der Alternativen wurde schwieriger, nun sie beide fern und ihre fernern Schicksale aus ihrem Bereiche gezogen waren. Nahm sie den Unwerth Aline's als begründet an, so schlug die Waagschale zu Gunsten des Gatten so bedeutend aus, daß ihr vor der Ungerechtigkeit schauderte, mit der sie dies schwer verletzte Männerherz behandelt hatte. Und je mehr sie grübelte, desto heller wurde Oswald's Bild, während Aline's Liebesexaltation bis zur Schlussscene etwas Gemachtes an sich trug. — Wie wird sich das Schicksal der beiden entscheiden? fragte sie sich wieder und immer wieder. —

Aline hatte versprochen, sogleich nach ihrer Ankunft in Neu-York zu schreiben. Dagegen hatte Johanne ihrer Freundin im Laufe des nächsten Frühlings einen Besuch in Amerika versprochen, natürlich nur im Falle einer günstigen Lebensstellung dort. Ein sonderbares Gefühl überwallte das Fräulein, als sie jetzt in der ruhigen Einsamkeit ihres Weges an diese Zusage dachte, die in der Uebereilung eines heftig ergreifenden Abschiedes gegeben und angenommen worden war. Nicht daß sie die Reise dahin hoch anschlug — die Hamburgerin betrachtet eine Reise über's Meer mit gleichmüthigern Augen, als eine Dame des Inlandes, — weil ihr durch tägliche Erfahrungen die Schwierigkeiten weniger auffallend sind — nein, der Gedanke an ihre Stellung zwischen diesem Ehepaare entlockte ihr nur ein bedeutsames Lächeln.

Als sie hereinkam in ihre Wohnung, die sie mit einer alten Großtante zusammen innehatte, fühlte sie sich einsamer, als je — ruhelos, wie noch nie und seltsam traurig. Ihr ganz unschuldig gebliebenes Herz schob diese Empfindungen auf die Abreise der Freundin. Sie beobachtete ihren Gemüthszustand nicht genug, sonst würde sie die Bemerkung gemacht haben, daß sie schwermüthiger wurde, wenn sie sich in das Zusammentreffen der Gatten hineinträumte und die Nachgiebigkeit Oswald's nach so hartem Kampfe nicht allein möglich, sondern sogar sehr verzeihlich finden mußte. Vor ihren aufgeregten Sinnen schwebte unaufhörlich die Schlussscene des kleinen Dramas. Die Leidenschaftlichkeit war ihr nie im Leben nahe getreten — war es nicht natürlich, daß ein so gewaltsamer Ausbruch von Zärtlichkeit die reine und klare Atmosphäre eines jungfräulichen Lebens trüben mußte?

Johanne hörte am nächsten Tage von der Abfahrt der „Helene Sloman.“ Sie übergab nun Gott die Leitung der fernern Schicksale dieser beiden Menschen und überließ sich der Zeit mit ihren mildern Einflüssen. — Tag an Tag verging. Woche nach Woche verstrich. Die Interessen der Zeit gewannen wieder Geltung in dem Fräulein.

Wer 1850 in Hamburg gewohnt hat, der wird wissen, daß in dieser Stadt fast durchgehends eine Sympathie für Schleswig-Holstein herrschte, die an Schwärmerei grenzte. Die Schleswiger waren durch das Zurückziehen von Hülfsmächten auf sich selbst reducirt worden und kämpften mit dem letzten Aufschwunge ihrer geistigen und mit der letzten Ausbietung ihrer körperlichen Kraft um ihre Rechte. In Hamburg waren wenige, die nicht den Aufstand derselben mit Enthusiasmus als gerecht anerkannt hätten. Es war ein gemeinsames Gefühl des tiefsten Bedauerns, als der Sommer 1850 so viele ungünstige Resultate für diese Sache mit sich führte und dies Gefühl steigerte sich bei den Nachrichten der Schlachten, die mit Monat Juli so viel Trauer und Schmerz verbreiteten.

Täglich hoffte man auf eine glückliche Wendung und statt dessen trafen täglich große Transporte von schwer Verwundeten mit dem Kieler Bahnzug in Altona ein, um dort Aufnahme im Hospitale zu finden. Nachgerade waren diese Heilanstalten überfüllt und es mußten Privatlokale requirirt werden, um die Kranken unterzubringen. Dazu herrschte die Cholera in Altona und raffte manchen, der glücklich die Heilung überstanden hatte, hinweg. Um den Jammer vollständig zu machen, traf fast unmittelbar nach der Meldung der unglückseligen Schlacht bei Idstedt die Nachricht von der Explosion in Rendsburg ein. Ein lähmender Schrecken slog über die Herzen der Theilnehmenden — man fürchtete tiefstliegendem Verrathe zu begegnen. Tausende von Menschen strömten nach Altona, um am Kieler Bahnhofe nähere Nachrichten über dies unerklärliche Unglück einzuziehen.

Während die Leichtsinnigern und Unbetheiligtern im Rainvilleschen Garten der Concertmusik horchten, welche vom preussischen Militair an einem Sonntage im Anfange des August angekündigt war, schritten andere in tiefer Niedergeschlagenheit

raslos die schönen Alleen der Pal Maille auf und ab, um die Ankunft des Kieler Zugs zu erwarten. Es war ein trauriges Bild, diese Väter, Mütter, Brüder und Schwestern zu sehen, wie sie angstbeskommen nach dem Bahnhofe zustürzten, wenn ein falsches Gerücht die Ankunft avertirte, viele wußten schon, daß ihre Anverwandten als Verwundete heimkehren würden — diese zitterten in stiller Angst der Nachricht entgegen, daß sie dort geblieben wären. Viele wußten schon, daß der Tod ihre Familie beraubt hatte — diese blickten mit ruhigscheinendem, tiefem Schmerze denen entgegen, welche das letzte Abschiedswort des Dahingerafften mitbringen würden! Die Leute in und um Hamburg machen kein großes Geschrei über Leiden und Freuden, aber beides greift tiefer und sitzt sicherer, als bei denen, die in pathetischem Wehgeschrei ihrem Kummer Luft zu machen suchen. Eine einzelne Thräne, welche dort ruhig über die Wange hinabrollt, wiegt hundertfach schwerer, als Ströme von Thränen in andern Himmelsstrichen!

In einem schönen Hause der Pal Maille — schräg dem Kieler Bahnhofe gegenüber — war eine Gesellschaft versammelt. Fräulein Brandisen befand sich unter den Anwesenden, die der Freude wegen zusammen gekommen waren und jetzt theilweis tief betrübt oder mindestens verstimmt an den Fenstern umherstanden und die bleichen Gesichter der Harrenden unter den Bäumen beobachteten.

Ein Mann schritt aus der Gasse, die sich unweit des Bahnhofes in der Pal Maille ausmündete — die Straße führte nach dem Hospitale. Es war ein Arzt. Bald sah er sich umringt von denen, die da warteten. Er sollte Auskunft geben über diesen oder jenen — ob der schon angelangt, ob er schwer verletzt? Ob jener schon gestorben, ob er Hoffnung habe?

Der Doktor gab langmüthig Auskunft so viel er konnte. Dann grüßte er vorschreitend die Gesellschaft an den offenen Fenstern. Man winkte und rief. Er zögerte einen Moment — dann eilte er ins Haus. Es mochte ihm wohlthuend sein, nach so vielen Scenen des Jammers freundlichere Bilder in sich aufnehmen zu können.

Alles stürmte auf ihn zu. Johanne allein blieb am Fenster stehen. Wir finden sie verändert. Der klare freundliche Blick ist unstätter und dunk-

ler — ein kalter Zug liegt um Mund und Kinn, der wie Weltverachtung aussieht. Ihr Inneres mochte eben so verändert sein. Sie hatte eben zum Entsetzen ihrer Jugendbekannten geäußert: sie beneide die Traurigen da unten um ihr Gefühl — es wäre doch immer besser etwas beweinen zu können, als eine Wüste und Steppe um sich zu haben, wo keine Freude und kein Schmerz darauf gedeihe.

Der Doktor mußte berichten. Er that es mit der Schonungslosigkeit des Arztes und malte bisweilen, daß die jungen Mädchen bis ins Herz hinein erbeften. Viel Jammer — viel Noth — viel Schmerz, aber auch manches Beispiel von Muth und Kraft hatte er gesehen. „Den interessantesten Kranken werde ich leider auch noch sterben sehen müssen,“ erzählte der Arzt „obwohl er alle möglichen Prozeduren mit Geisteskraft überstanden hat. Das linke Bein habe ich amputirt — das linke Ohr war ihm im Schlachtgetümmel abgehauen und hing noch an einem Fetzen Haut — es sitzt schon wieder. In der Brust steckte eine Kugel — sie ist heraus. Die Arme waren vollständig zerhauen — sie heilen, vielleicht ohne steif zu bleiben. Der Mann muß darauf ausgegangen sein, sich zerschießen und zerhauen zu lassen. Was hilft mir aber alle Pflege? Die Cholera ist neben ihm. Sein Leidensgefährte rechter Hand ist schon gestorben — der zur linken kämpft noch, wird aber bald eingehen zur ewigen Ruhe.“

„So bringen Sie den Mann doch fort aus dieser Nähe“ — riefen einige Damen empört.

„Wohin denn, meine Damen?“ fragte der Arzt mit traurigem Gleichmuth. „Wir müssen immer schon eilen, die Todten aus den Betten zu reißen, um Platz für neue Ankömmlinge zu gewinnen — wir erwarten in jedem Augenblick nahe an hundert mit dem Kieler Bahnzug.“

Johanne hatte auch zugehört. Sie war näher getreten. Ihre Brust hob sich in einem schmerzhaften Mitleiden, wie sie es noch niemals empfunden hatte. Es war der Instinct ihres Herzens gewesen! denn als sie fast zitternd fragte: — „hat denn der Mann, von dem Sie reden, gar keine Verwandte in der Nähe?“ — da antwortete der Arzt: „ich glaube, er muß fern her gekommen sein! Es sind ja viele als Freiwillige herzugeströmt.“

Mir ist wenigstens keine Familie Kattensee hier in der Umgegend vorgekommen!"

„Kattensee“ — schrie das Fräulein auf und war mit wenigen Schritten dicht vor dem Doktor, der sie verwundert ansah. „Kattensee — Oswald von Kattensee?“ fragte sie bebend.

„Ja — ja. Oswald v. Kattensee — so steht im Paß. — In der Liste steht bloß Kattensee. Er hat allerdings ein sehr aristokratisches Ansehen. Muß aber viel gelitten haben. Seine Nerven sind total hin! Er ist frauenhaft bleich, wie von Kerkertluft. — Aber sein Geist ist mächtig stark! Ein wunderbarer Mann! Der interessanteste Mensch, den ich kennen gelernt habe. Mir kommt er wie ein Märtyrer vor!“ —

Die Empfindungen des Fräulein zu beschreiben, wäre nutzlos! In den wenigen Worten des Doktors lag ihre Beurtheilung. Sie hatte einen Mann beleidigt und gekränkt, der mit Arglosigkeit ihrer Aufforderung, zu ihr zu kommen, gefolgt war und sie hatte ihn vielleicht durch diese Kränkung schwerer verletzt, als er selbst geglaubt hatte, jemals verletzt zu werden, indem sie ihn tadelte, wo seine Gattin Tadel verdiente. Aber, wo kam er her? Er war ja nach Amerika gegangen?

Ihr schwindelte. Die Wogenflut ihrer wechselnden Gedanken überwältigte sie auf kurze Momente — dann wurde alles wieder fest und sicher in ihr. — Sie mußte diesen Mann retten! „Wäre ein Transport des Herrn v. Kattensee möglich?“ fragte sie ruhig.

Der Doktor zuckte die Achseln. „Möglich wohl, aber riskant! Doch so oder so! Bleibt er, so ist sein Tod ziemlich sicher — wird er fortgeschafft, so ist Rettung möglich!“

„Würden Sie mir die Pflege des Kranken übergeben und ihn nach meiner Wohnung — ich wohne jetzt an der Alster mit meiner Großtante — schaffen lassen können?“

„Fräulein Brandisen — es ist ein Wagniß für Sie,“ sagte der Doktor. „Der Kranke kann Ihnen die Cholera mitbringen! Kennen Sie ihn?“

„Er ist der Gatte meiner besten Freundin,“ sagte Johanne fest, denn sie fühlte, daß aller Blicke auf ihr ruheten. „Er wollte nach Amerika — ich weiß nicht, was ihn davon zurückgehalten hat.“

„Allerdings — er phantastet stets von dieser projectirten Reise. So viel ich entnehmen kann

aus diesen Phantasien, hatte er beschlossen: erst den Tod auf dem Schlachtfelde, wo so manche Kugel fliegt, zu suchen, ehe er Amerika als einen Friedenshafen aussuchen wollte. Sein Wundfieber ist nervös und macht ihn ganz bewußtlos.

Johanne zitterte vor Unruhe, den armen Mann aus dem Hospitale entfernt zu wissen. „Wenn Sie ihn in seinem Bette, umgeben von sichern und erfahrenen Leuten in einem Möbelwagen transportiren ließen“ — meinte sie, ihn hastig unterbrechend.

„Der Gedanke ist nicht übel. Sie sind praktisch, Fräulein Brandisen. Ich werde sofort Anordnungen treffen.“

„Eilen Sie, Herr Doktor! Ich fahre sogleich zu Haus, um meine alte Großtante zu unterrichten und das Zimmer zu ordnen.“

Jetzt wendeten sich ihre Gedanken erst zu Uline, der Gattin dieses armen Verwundeten. Wo weilte sie? War sie in der sichern Ueberzeugung, ihren Gatten dort zu finden, wirklich nach Amerika? Jedenfalls, sonst hätte sie gewiß an Johanne geschrieben! Von allen Fragen, die innerlich und äußerlich auf sie einströmten, konnte sie für jetzt wenig beantworten. Ihre Zeit war vollkommen in Anspruch genommen durch die Verpflichtung, die sie sich aufgeladen und als man in der Gesellschaft bemerkte, wie aufgeregt und schmerzlich bewegt das sonst so ruhige, klare Mädchen war, da war man diskret genug, alle neugierigen Fragen bis auf Weiteres zu ersparen. —

Das Vorhaben gelang. Der Arzt selbst geleitete den traurigen Zug des Kranken und als die Nacht hereinbrach, lag Oswald v. Kattensee in demselben Zimmer, wo vor wenigen Wochen eine so harte Versuchung über ihn verhängt gewesen, in fieberhaften Träumen und Phantasien starre und empfindungslos da. Eine erprobte Wärterin blieb ihm zur Seite — im Nebenzimmer weilte Johanna, um zu Rath und That in der Nähe zu sein. Die alte Großtante war im entferntesten Flügel untergebracht, um der Unruhe und Ansteckung nicht ausgesetzt zu werden.

Erst als alles geordnet war, als die Stille der Nacht über dem Hause, über der ganzen Natur gebreitet lag, kam das Fräulein zum vollen Bewußtsein ihrer Handlung. Sie bereuete sie nicht.

Sie fühlte recht gut, daß sie in der Ueberwal-

lung eines Gefühles, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, gehandelt hatte, allein es galt ein Menschenleben, das von Tag zu Tag an Interesse gewonnen, seitdem sie Kenntniß von seinem Dasein genommen hatte.

Die Nacht verstrich im trägen Laufe. Kattenfee kam nicht zum Bewußtsein, aber die veränderte Atmosphäre seiner Umgebung schien trotzdem einen wohlthätigen Einfluß zu üben. Leichte, freundliche Bilder umschwebten ihn. Seine Phantasien stiegen zu Regionen empor, wo der Druck des Irdischen aufhört und in himmlischen Gestaltungen verschwimmt. Fräulein Brandisen achtete mit Spannung auf die Ausbrüche dieser Phantasien — sie erwartete einige Aufklärungen über Aline daraus entnehmen zu können. Sie hielt diese Aufmerksamkeit auf den Kranken, wie alles, was sie bis jetzt gethan hatte, für Triebfeder einer gewöhnlichen Menschlichkeit und sondirte das gewaltsame Pochen in ihrer menschenfreundlichen Brust nicht mit der Verstandesreife, die sie sonst auszeichnete. Natürlich verfiel sie dabei von einem Irrthume in den andern, bis es dem Schicksal gefiel, ihr die Augen etwas gewaltsam zu öffnen.

Zwei Tage waren unter steter Angst und Sorge verfloßen. Der Kranke wurde ruhiger, schlief sehr viel und phantasirte nur in großen Zwischenräumen. Ob es zur Genesung oder zum Tode in ihm sich vorbereitete, konnte selbst der Arzt noch nicht bestimmt sagen. Johanne war in fieberhafter Unruhe. In vierundzwanzig Stunden sollte sich alles entscheiden — vierundzwanzig Stunden mußte sie noch durchleben, ehe sie in Ruhe ihr Haupt niederlegen konnte mit dem Troste, alles gethan zu haben, was in ihren Kräften stand, um den unglückseligen jungen Mann zu retten. Vierundzwanzig Stunden der Erwartung sind eine Ewigkeit mit Höllenqualen für ein jagendes Herz! Man brachte dem Fräulein einen Brief. Alines Handschrift leuchtete ihr entgegen. Einen Augenblick, nur einen einzigen Augenblick überrieselte Schrecken den Körper des jungen, matt gewordenen Mädchens — einen einzigen Augenblick nur dachte sie mit innerlicher Empörung an die Möglichkeit von Alines Ankunft, um den Gatten pflegen zu wollen, dann ergab sie sich mit Demuth in alles, das Aline als Gattin zu thun berechtigt war und

las den Brief. Mit Erstaunen erfaß sie sogleich, daß auch sie nicht nach Amerika gegangen war. Ohne die Gründe klar vorzulegen, weshalb sie die Reisetour verändert hatte, erzählt die junge Frau von den Triumphen, die sie in Helgoland — Johanne las den Namen wohl zehn Mal, ehe sie ihren Augen traute — in der Gesellschaft eines sehr vornehmen Ehepaars erlebt habe, ging dann schnell zu dem Geständniß über, daß sie dort im Bade schon gefunden habe, wie die unglückselige Empfindung für ihren frühern Gatten, die sie Leidenschaft und Liebe genannt, nach und nach in ihr erloschen sei und daß sie bei ihrer Rückkunft in die Heimat mit Bereitwilligkeit die ihr vorgelegten Scheidungsacten unterzeichnet habe. Sie schloß den Brief im Triumph eines neu erworbenen Glückes und machte der Freundin die Anzeige ihrer Verlobung mit einem Neffen jener vornehmen Familie, welche sie im Bade kennen gelernt hatte.

Jetzt erkannte Johanne sich selbst — jetzt erkannte sie ihre Freundin und jetzt erkannte sie den Gatten derselben. Aber sie bereute auch jetzt noch nicht, was sie gethan! Mit einer heiligen Erhebung richtete sie stolz ihr Haupt empor und flüsterte: wer will mich tadeln, daß ich ein so edles Leben errettet habe und wer will mich schmähen, wenn ich es jetzt für mich zu erhalten mit allen Kräften streben werde!

Die vierundzwanzig Stunden verrannen unter dem gläubigen Gebete ihrer reinen Seele. Der Kranke schlug plötzlich die Augen auf, sah sich verwundert lange um im Zimmer, bis die Erinnerung an ein Ereigniß in ihm aufdämmerte, das ihm diese Räume kenntlich machte. Mit einer widerwilligen Pantomime schloß er die Augen wieder und ein Zug von Verdruß verdrängte von diesem Momente an den friedlichen Schleier des bewußtlosen Träumens, der sein Gesicht verklärt und verschönt hatte.

Die Wärterin war hinausgegangen. Johanne saß seitwärts hinter dem Vorhange. Leise stand sie auf und neigte sich zu ihm nieder. Sie wußte, daß er wachte, daß er ihre Nähe bemerken konnte und daß er dennoch geflissentlich die Augen geschlossen hielt.

Eine schmerzhaft: Empfindlichkeit durchschauerte ihre Brust. Sie nannte ihn im Innern kalt

und herzlos, trotz ihrer guten Vorsätze, ihn nie wieder ungerecht zu verurtheilen.

„Wollen Sie trinken?“ fragte sie leise in einer Umwandlung von trotzigem Unwillen.

Im Nu öffnete er seine Augen und heftete sie voll und groß auf die schöne Gestalt, die neben seinem Bette stand.

„Sie, Fräulein? Sie?“ flüsterte er mit matter, aber klarer Stimme.

„Wer sollte es sonst sein? Erwarten Sie jemand hier zu sehen?“

„Erwarten? Nein ich fürchtete es — ich fürchtete es!“

Johanne wußte nun seinen Mißmuth zu deuten. Sie hatte ihn abermals ungerecht verdammt.

Sein Blick hing unausgesetzt an ihr. Ein schönes Lächeln zog um seine Lippen, und Ruhe und Zufriedenheit lagerte sich auf seiner Stirn.

„Bin ich bei Ihnen, Fräulein?“ fragte er. „Eine dunkle Erinnerung flog durch mein Gehirn, als ich vorhin zum Bewußtsein kam — Aline ist hier? Lassen Sie sie nicht zu mir herein“ —

„Aline ist nicht hier, lieber Freund,“ entgegnete das Fräulein hastig. „Sie ist in ihrer Heimat — seien Sie still und vernünftig!“

„Wie bin ich hergekommen?“

„Ich habe Sie geholt, um Ihnen das Leben zu retten! Dafür verlange ich Gehorsam, bis Sie wieder weggehen können — wollen Sie darauf eingehen?“

Kattensee sah sie dankbar an und nickte freundlich.

„Ich fühlte plötzlich eine wundervolle Veränderung,“ sagte er sinnend. „Ein gräßliches Phantom, das sie Cholera nannten, streckte seine Arme nach mir aus — es war eine abscheuliche Vorstellung — sie plagte mich fürchterlich! Plötzlich hob eine schöne Lichtgestalt den Dämon empor, der mich zu umklammern suchte und warf ihn in einen Abgrund. Ich wurde ruhig und schlief ein. Das muß eine Wirkung der Veränderung gewesen sein, die Sie herbeigeführt haben!“

Johanne hielt mit Macht die Thränen zurück, die während der kurzen ergreifenden Erzählung in ihre Augen drangen.

„Es ist möglich!“ sprach sie ganz ruhig.

„Jetzt aber scheint mir die Zeit übel gewählt, um sich mit so häßlichen Reminiszenzen zu plagen.“

„Wären Sie nicht als hilfreicher Engel erschienen, ich wäre gestorben,“ sagte er plötzlich aufgeregter.

„Das ist möglich,“ entgegnete das Mädchen ernst. „Aber eben so möglich ist es auch, daß Sie jetzt noch sterben können, wenn Sie sonst Lust dazu haben. Sie können nur fortfahren, wie Sie jetzt angefangen —“

„Nein — ich habe keine Lust mehr zu sterben! Gottes Gnade und Ihre Güte sollen nicht vergebens auf einen Menschen gefallen sein. Ich will leben und nützlich sein, so viel es einem Krüppel gestattet ist.“

„Viel Krüppel werden Sie freilich nicht werden,“ beschwichtigte ihn die junge Dame. „Es ist alles vortrefflich heil geworden während Ihrer Bewußtlosigkeit! Und was Ihr verloren gegangenes Bein betrifft, so gebe ich Ihnen den Trost, daß man jetzt so geschickt geworden ist, hübschere Beine zu fabriciren, als selbstgewachsene.“ —

Diese Vorstellung belustigte den Kranken. Johannens Zweck wurde erreicht, Kattensee wurde ruhig und seine Genesung schritt nun rasch genug vorwärts.

Wir übergehen alle die kleinen Scenen, die zwischen zwei Leuten in dieser Zusammenstellung unvermeidlich sind und täglich neue Ketten bilden, wenn eine gegenseitige Sympathie erwacht ist. Johanne fühlte sich gedrungen, Kattensee den Brief Alinens zu übergeben, und ihre Beobachtung versicherte sie, daß in diesem Herzen jede Spur von Neigung für die frühere Gattin vollkommen erloschen war.

Während seiner Genesungsperiode traf auch die Heirathsanzeige Alinens ein. Der Eindruck war derselbe. Dem nicht unterrichteten Beobachter mußte es scheinen, als wäre das Bild Alinens nie im Stande gewesen, den Pulsschlag dieses Männerherzens je zu beschleunigen. Und doch hatte es Zeiten gegeben, wo es Himmelstheiligkeit bei dem Gedanken träumte, der Gatte des reizenden Weibes zu heißen: und doch hatte es die schwersten Kämpfe gekostet, sich frei von ihrem Einflusse zu machen! Dem Manne, dem geistig kräftigen Manne gelang es aber, als er es für nöthig fand. Ob er

dabei überhaupt die Empfindungsfähigkeit seines Innern eingebüßt hatte, mußte erst die Zeit lehren.

Der Winter nahete. Kattensee war genesen, hatte sich schon längst an den Gebrauch seines falschen Beines gewöhnt und war mit der Wiederkehr seiner Gesundheit in eine nahegelegene Wohnung gezogen. Fräulein Brandisen hatte in Rücksicht darauf beschlossen, den Winter in St. Georg wohnen zu bleiben — Dankbarkeit durchleuchtete bei diesem Beschlusse das ganze Wesen des krankhaft reizbar gebliebenen Mannes — weiter geschah aber nichts! Der Winter verging. Der Verkehr zwischen dem Paare war ein freundschaftlicher, mit gelegentlich leidenschaftlichen Nuancirungen. Wenn Witterungswechsel den kaum vernarbten Brustwunden Schmerzen beifügte und Kattensee an dem täglichen Besuche zu hindern drohete, so verzehrte heimliche Angst jede Spur von Friede und Freude in des Fräuleins Brust. Der Tag wurde ihr unerträglich lang — sie hatte einige Male zur Feder ihre Zuflucht genommen, um ihm diese Angst auszudrücken. Seine Antwort athmete eine Dankbarkeit, die viel Schwärmerei enthielt — dabei blieb es aber!

Johanne litt bei dem Gedanken an ein Verhältniß, das in den Schranken der Freundschaft blieb, während eine tiefe unendliche Liebe ihr Herz durchglühete. Sie war zu unruhig, um kühle Entschlüsse zu fassen — sie ließ sich träumerisch von den Wogen ihres Gefühles schaukeln — sie wollte nicht klar sehen, was ihr zu ihrem Glücke noth that, um es nicht ganz einzubüßen. Aber ihre kräftige Gesundheit wankte! Selbst der stärkste Geist und der stärkste Körper hält auf längere Zeit eine innerliche Revolution nicht aus. Ob Kattensee den Verfall ihrer Gestalt, die Veränderung ihrer Gesichtsfarbe bemerkte? Er ließ oft, sehr oft den Blick nachdenklich auf ihrem klaren, jetzt ziemlich bleichen Gesichte ruhen, allein seine Lippen öffneten sich nicht. — Der Kreis ihrer Bekannten betrachtete die Sache längst als abgemacht, während Johanne noch täglich auf den trügerischen Wellen der Unsicherheit schwebte. Der Frühling brach siegend herein in's Land. Der Tag war nicht mehr fern, wo Johanne das erste Wort der Einladung an Oswald geschrieben hatte, um ihn mit seiner Gattin zu versöhnen. Es war die Rede von einer nothwendigen Badereise, um

die Reizbarkeit der Haut zu vertreiben, die dem armen Manne manche — Qual bereitete.

Fräulein Brandisen hatte mit dem Schauer des Entsetzens die erste Nachricht davon vernommen, denn sie enthielt das Signal einer Trennung. Ihre Fassung kehrte bald wieder und sie erklärte dem trübgestimmten Freunde ihre Willfährigkeit, in Gesellschaft ihrer Großtante ebenfalls die stärkende Luft eines Seebades zu benutzen. Daß sie damit aussprach, dasselbe Bad zu besuchen, verstand sich von selbst. Aber die Bewegung ihres Herzens war zu mächtig gewesen, sie klang durch jedes Wort hindurch und sprach sich verrätherisch in einer gewissen Hinfälligkeit aus. Kattensee betrachtete sie in tiefer Bewegung, als sie, ihren Blick auf ihre Handarbeit gerichtet, mechanisch, jedoch mit zitternden Fingern, die Nadel wieder in Thätigkeit setzte. Seine Brust war längst übervoll von dem neuen, viel reinern, tiefern und schönern Gefühle für dies Mädchen.

„Hätte ich Sie doch früher gekannt, Johanne,“ flüsterte er fast willenlos.

Das Mädchen blickte schnell auf. Sein Auge verrieth endlich, endlich den Zustand seines Herzens. Ihr Entschluß war nun gefaßt, und sie gehörte, wie wir wissen, zu den Frauen, die muthig genug sind, der Wahrheit Worte zu geben. — „Mir scheint es nicht zu spät zu sein,“ entgegnete sie leise, aber fest, während ihr Blick wieder zu der Arbeit niedersank und ein leichtes Roth über ihr Gesicht flog.

„Ja, es ist zu spät!“ sprach Kattensee nicht ohne Erschütterung. „Von Lebensstürmen aller Art aus meiner ehrenvollen Bahn geschleudert, mit krüppelhafter Körperconstitution, gelähmt an Geist und Körper“ —

„Hören Sie auf, Kattensee,“ fiel Johanne entschlossen ein. „Sie übertreiben und vernichten in dieser Uebertreibung mein und Ihr Lebensglück!“

„Ihr Lebensglück?“ wiederholte Kattensee.

„Ja — mein und Ihr Lebensglück! Sie sind mir nothwendig zum Leben geworden — Ich kann Ihnen nützlich werden! Warum schließen wir nicht einen Bund fester und unauflöslicher, der unsere Ruhe und unser Glück sicher stellt?“

„Sie wollen Ihren Edelmuth weit treiben — Johanne — Sie wollen einen elenden Mann“ —

Johanne stand rasch auf und trat vor ihn hin. „Mein, Oswald. — Ich will Sie nur bitten, mich zu lieben!“ unterbrach sie ihn. Und das schöne stolze Mädchen senkte in Demuth den Blick und erwartete zitternd seine Antwort.

Wie sie ausfiel, brauchen wir unsern Lesern nicht auseinander zu setzen.

Die That einer Mutter. *)

Erzählung nach dem Leben.

Von

Hugo Goering.

1.

Die Execution



„Weib, mich dürstet! Meine Kehle ist verletz't wie ein dürres Faß. Ich muß sie anfeuchten. Schaff etwas für meinen Durst!“

So rief die heißere Stimme eines langen hagern Mannes, der sich eben die Augen austrieb, obschon es am hellen Nachmittag eines klaren Frühlingstages war, indem er hinter dem schweren eichenen Tische seinen Oberleib aufrichtete und einen derben Fluch ausstieß über die harte hölzerne Bank, die ihm die Knochen nur noch mürber gemacht hätte, als sie gewesen waren.

Die Frau nahm den Säugling, welchen sie auf dem Schooße liegen hatte und fütterte, auf den Arm und verließ das Zimmer, wohin sie gleich darauf mit einem irdenen Topf zurückkam.

„Was bringst Du?“ brummte der Mann.

„Alles, was ich Dir geben kann: einen Trunk frisches Wasser,“ antwortete sie gereizt.

„Was?“ schrie der Mann, indem er aufsprang, „Wasser? Glaubst Du, ich bin unseres Nachbars Kuh? Kannst Du mir nichts Besseres anbieten als elendes Wasser? Branntwein verlange ich, oder

*) Wir entnehmen den vom Direktor des Taubstummeninstituts herausgegebenen „Freien Gaben für Geist und Gemüth“ eine Erzählung des unsern Lesern von früher her gewiß noch in gutem Andenken stehenden Hugo Goering, der gegenwärtig in Getha weilt.

Bier! Hörst Du, Marianne? Bier oder Branntwein, oder es wird nicht gut mit uns.“

„Wovon denn?“ entgegnete zornig die Frau. „Ist doch seit vier Wochen kein Groschen in meine Hand gekommen. Und weder der Wirth, noch der Nachbar Krämer will länger borgen.“

„Der Wirth und der Krämer sind Hunde, die der Teufel schon noch holen wird. Und wenn sie nicht borgen wollen, so sieh zu, wo Du sonst was bekommst.“

„So gib nur Geld her!“

„Geld! Als ob das meine Sache wäre. Wofür hab ich denn ein Weib genommen, wenn ich für alles sorgen will? Ich soll Dich doch wohl nicht ernähren? Geh' Weib, und bring mich nicht in Wuth! Du kennst mich!“

„Dein Zanken macht mir die Taschen nicht voller und nicht leerer als sie sind. Kurzum, ich habe nichts! Und wenn ich etwas hätte, dann weiß ich, für wen ich sorgen muß.“ Und sie hob ihr Kind empor, das einzige Geschöpf im Hause, das Leben und Gesundheit vertiehet.

„Da haben wir's! Alles hängt sie an den Wurm, als ob ich gar nicht in der Welt wäre. Wollt' ich Dir auch Geld geben, so würdest Du es zu Suppen und Lappen für den Schreihals verwenden,“ meinte der Mann wieder, indem er eine kleine Silbermünze aus der Tasche zog und in der Sonne spielen ließ.

Marianne griff darnach. Er aber stieß sie zurück und sagte höhnisch: „daraus wird nichts! Das ist nur für mich!“ Mit diesen Worten verließ er die Stube, und schlug den Weg nach dem Wirthshaus ein. Die Frau sah ihm nach und weinte vor Zorn; dann ging sie nach dem Stall, um der einzigen Ziege etwas Milch für das Kind abzugewinnen. —

Der Raum, in dem die beiden Leute so gesprochen hatten, war die enge, niedrige und schmutzige Stube einer elenden Hütte. Ein ungeheurer Kachelofen mit topfartigen Vertiefungen, die hölzerne Bank und der große Tisch waren die einzigen Möbeln desselben, wenn man eine kleine Streu abrechnet, auf welcher das Kind zu liegen pflegte, und eine Menge kleiner Vogelkäfige, in denen eine Menge Zeisige flatterten und quiekten. Aus dieser Stube trat man auf der einen Seite in einen kleinen lee-

ren Raum; auf der andern in das enge Ställchen, welches zugleich den Bewohnern des Hauses zum Schlafzimmer diente. Hier lebte und duldete Zeisenmarienne seit dem Beginn ihrer zweijährigen Ehe mit Zeisenchristel — dem sie höchstens, wenn überhaupt etwas, den ersten Theil ihres Namens dankte, mit welchem sie gewöhnlich gerufen wurde, und welcher einen zum Spitznamen gewordenen Zusatz ausmachte, daher entlehnt, daß Christel ein großer Freund von Vögeln war, mit denen er Handel trieb und wovon er keine Art so hoch achtete, als die von ihm abgerichteten Zeisige. An dem Waldorte, den er bewohnte, einem kleinen betriebsamen Bergstädtchen, war die Liebhaberei für diese Vögel einst so groß gewesen, daß sie ihn nähren konnte. Seine Leidenschaft dafür hatte ihn zu jeder ernstern, schwerern Arbeit unfähig gemacht; und jetzt, da Niemand mehr seine Vögel begehrte, lag er, zu träge zu jeder andern Beschäftigung, auf der Bärenhaut. Ueberdies hatte er sich dem furchtbarsten Laster ergeben, er war ein Trinker geworden. Das Wenige, was seine Beschäftigung noch abwarf, ging auf diesem Wege in die Hände des Wirths und Schnapschankers über. Das Hauswesen konnte demnach nur in einem traurigen Zustande sein; denn hatte auch Marienne früher noch Einiges selbst verdient, so durfte und konnte sie, seitdem sie das erste Kind hatte, welches noch nicht entwöhnt war, nicht auf Verdienst rechnen. Nur selten halfen mitleidige Seelen ihr mit den nothwendigsten Dingen aus, um sie vor dem Hungertode, ihr Kind vor dem Verschmachten, zu retten. Von den Nothwendigkeiten des Hauses war seit lange keine Rede mehr; schon war ein Theil der beweglichen Habe stückweise von Christel heimlich verkauft worden, und selbst die Ziege hatte von Mariannen nur mit Mühe gerettet werden können.

Die arme Frau war an das wüste Treiben des Mannes schon gewöhnt, wie an viele andere Mißhandlungen und Entbehrungen. Noth und Elend härten das Herz gegen alle Eindrücke ab, und nichts ist dem Denken des in diesem Druck des äußern wie innern Lebens aufgewachsenen Menschen so fremd als Sentimentalität. Er lernt sich begnügen; er gewöhnt sich daran, seine Lage als eine Nothwendigkeit zu betrachten, deren Beseitigung außer dem Bereich des eigenen Willens liegt. Er trägt am Ende die Lasten, die auf ihn liegen, so

still, gelassen, daß man glauben kann, er empfinde ihren Druck gar nicht. Ein beklagenswerthes Dasein, das ihm nichts übrig läßt, als Arbeit, Entbehrung, den Anblick des Tageslichtes und das Einathmen der Luft, dieser allgemeinen, untheilbaren Güter des Menschen! So hatte auch Marienne sich gewöhnt, all' ihr Elend, das sie zum großen Theil dem zwecklosen Thun ihres Mannes verdankte, als eine Sache anzusehen, die nicht zu ändern sei. Sie fügte sich in seine Launen, weil man ihr gesagt hatte, das Weib müsse dem Manne gehorchen; sie ertrug seine Mißhandlungen; sie murrte nicht, wenn er Mittags über die ungedeckte Tafel schalt; die einzige Aeußerung des Schmerzgeföhles, deren sie fähig schien, fand Statt, wenn er über ihr Kind schalt, das doch auch das Seine war, und ihr die Liebe zu diesem, welche ihn verkürzte, als ein Verbrechen vorwarf. Nicht die Grausamkeit, mit der er ihr das Geldstück zeigte, um es dann zu verschwenden, sondern die Scheltnamen, die er dem Kinde beilegte und die Barbarei, diesem keinen Theil an dem Genuß seines Besizthums zu gönnen, machte ihre Thränen fließen.

Sie liebte ihren Mann nicht. Das Kind, und um des Kindes willen die Ziege, deren Milch dasselbe nähren half, waren die einzigen Dinge in der Welt, an denen ihr Herz hing. Mit sorgsammer, schonender Hand drückte sie das Eiter des Thieres, während die Kleine auf einem Strohbund lag, und mit den kleinen Händen nach seinen eigenen zappelnden, nicht nach Städterweise eingebundenen Füßen haschte. Ueber diesem Thun hörten ihre Thränen auf; ja, als sie jetzt die noch vom Eiter her warme Milch der Kleinen einsüllte, lagerte sich eine Freude über ihre Züge, als ob in ihrem Mutterglück ihr ganzes Leiden untergehe. Aber sie wurde plötzlich aus demselben aufgeschreckt durch ein heftiges Pochen an der Thüre. Den unwillkommenen Störer zu sehen, schob sie das niedrige Fenster zurück, und — fast sank sie vor Entsetzen in die Erde — erblickte den Gerichtsdienet mit zwei Männern des Gemeindevorstandes, die gewöhnliche Form, in welcher die Execution sich ankündigt.

Execution! Tausend Scenen verzweifelnden Elends stehen bei diesem Worte mit einem Male vor unserer Seele. Die Kinder der Wittwe viel-

leicht mußten, wenn sie, trotz der Milde des Arztes und Apothekers, die kranke Mutter nicht an der Kälte des Winters wollten sterben sehen, in den Wald gehen, Holz zu suchen. Sie lasen die dürreren, von der Last des Schnees abgebrochenen Zweige auf. Aber das war wider das Gesetz; der Jäger erwischte sie und denuncierte die kleinen Frevler. Sie fallen in Buße. Sie können weder diese, noch die Kosten des Gerichts bezahlen, und dieses sendet die Execution. Ein roher Gesell, der zu diesem Thun privilegiert ist, dringt in die elende Hütte, durchstörrt sie von Winkel zu Winkel, wählt aus, was er Geldeswerthes vorfindet, und wäre es das harte Kissen der elenden Frau, bis er den Betrag der schuldigen Summe erreicht zu haben glaube, mißhandelt die schreienden, weinenden Kinder, das ächzende Weib mit Schimpf und Hohn, und verläßt das Haus als Sieger. Das heißt dann eine Execution! Denn nur gegen die Armen kommt die Execution in Anwendung. Der Vermittelte flieht sie und diejenigen, welche sie zu üben berechtigt sind, wie das Feuer der Hölle.

Marianne begriff rasch, um was es sich hier handelte. Sie wußte, das Christel die Taufgelder für die kleine Luise nicht bezahlt hatte. Der Pfarrer, ein sanguinischer Mann, hatte sie ihm bis auf bessere Zeiten geliehen, als er die bittere Klage des Bogelstellers anhörte. Kürzlich nun war dieser mit ihm zusammengetroffen; Christels Trunkenheit hatte sich auf gröbliche Weise verrathen; den ersten Vorstellungen hatte er nach Art der Trunkenen gröblich geantwortet. Er hatte den Pfarrer beleidigt, und ihm endlich auf rohe Weise das Wort verboten. Theils im ersten Zorne darüber, theils in der Betrachtung, daß, wenn Christel Geld zu schädlichen Getränken habe, er immerhin die schuldigen Gebühren entrichten möge, hatte dieser Klage erhoben; Christel war zur Bezahlung dieser und der Kosten verurtheilt worden, hatte die gesetzte Frist verstreichen lassen, und sollte jetzt gepfändet werden.

Die arme Frau zitterte bei dem letzteren Gedanken für ihr einziges Besizthum, die Ziege, und gedachte im ersten Augenblick, um diese zu retten, den Boten des Gerichts nicht einzulassen, indem sie sich selber verleugnete. Der aber hatte sie schon erblickt. Er rief ihren Namen, und drohte, als sie die Antwort schuldig blieb, die Thüre einzubrechen.

Zitternd gehorchte sie seinem Befehl und ließ ihn ein.

Bedeckten Hauptes trat dieser, vertraut mit allerlei Geschäften, mit seinem Gefolge in die Stube. Sein Auge schweifte einmal prüfend umher; dann heftete es sich auf ein Papier, das er entfaltet hatte. Er verlas seine Legitimation mit lauter, polternder Stimme. Nachdem dies geschehen war, stieß er dreimal den rothen Knebelbart, breitete Schreibzeug auf dem Tische aus, vor dem seine Gefährten sich niederließen, und fragte: „Frau Marianne Ahlen! Im Namen des Gerichts frage ich, wo ist Euer Mann?“

„Ich meine, er wird im Wirthshause sitzen,“ antwortete sie.

„Was ich soeben verlesen habe, Marianne Ahlen, habt Ihr hoffentlich verstanden. Auch wünsche ich sehr, daß Ihr nicht viel Mühe uns machen werdet. Sagt uns darum in aller Kürze, was habt Ihr Pfändbares im Hause? Mich dünkt,“ wandte er sich an seine Begleiter, „hier sieht's verdammt windig aus, und wenn wir nicht den Tisch mitnehmen wollen“ —

„Nehmt die Vögel,“ rief Marianne, „anstatt des Pfandes. Es ist das Einzige, was wir hergeben können.“

„Das wär'!“ erwiderte der Mann des Gerichts. „Die Bestien, die zu nichts taugen, als zu fressen und zu schreien, sind keinen Groschen werth, und die Mühe und das Futter gaben wir umsonst dazu her. Weibsbild! Ihr dürft dem hohen Gerichtsamte nicht zu viel zumuthen.“ fuhr er gravitatisch die arme Zitternde an. „Meint Ihr, der Gerichtshalter oder Diener solle dem Viehe zum Zeitvertreib das Futter mengen? Nein! nein! die hungrigen Vögel passen ganz und gar für Euch. Vielleicht habt Ihr Eure Freude daran; wir haben ein Herz, und wollen sie Euch nicht verkürzen. Macht's kurz! Was habt Ihr sonst Bewegliches? Eure Sonntagskleider zum Beispiel!“

Christel hatte sie schon heimlich zum Trödler wandern und Mariannen eher nichts davon wissen lassen, als bis sie sie selber mißte. Sie erzählte dieß schluchzend.

„Ihr macht's lang und breit!“ unterbrach sie der Gerichtsdiener. „Wart mir's doch eben, als

hörte ich das Meckern einer Ziege. Wollen doch zusehen."

"Um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt Alles! Nehmt diesen Tisch, den mir die Mutter als Hochzeitgeschenk gab. Man sagt, wer den Tisch weggebe, werde bald auch nichts zu essen haben. Gleichviel! Nehmt ihn hin! Laßt mir nur die Ziege. Sie ist mein halbes Leben und muß das Kind ernähren helfen. Das arme Würmchen verhungert, wenn Ihr die Ziege nehmt." So schrie Marianne und hing sich an des Dieners Rock.

Dieser aber hörte sie nicht an, sondern öffnete die Stallthüre, band das Thier los und führte es im Triumph in die Stube.

"Ihr Herren Schöppen!" sagte er, ohne sich nur einen Augenblick irre machen zu lassen, "wie hoch taxirt Ihr dieses meckernde Vieh? Glaubt Ihr, daß wir uns daran hinlänglich bezahlt machen können?"

"Thut es nicht! Ich fleh' Euch auf den Knien an," schrie Marianne, "laßt mir das Thier. Nehmt Alles, was Ihr im Hause findet; nur mein Lieschen nicht. Seht! ich hab's aufgezogen; ich hab' ihm Futter geschafft im strengsten Winter; ich hab's gehalten, wie mein eigen Kind. Macht's gnädig, Ihr guten Leute! Ach! das Gericht hat ja auch ein Herz! Sind ja auch Menschen! Laßt Euch zureden!"

"Meines Erachtens, Herr Ripps," sagte dagegen einer der Schöppen, "ist die Ziege soviel werth, daß sie alle Gebühren, auch die unsern mit gerechnet, bezahlt macht."

"So denk' ich auch!" fügte der andere bei.

"Abgemacht also!" donnerte der Gerichtsdienet, indem er dadurch die Frau zum Schweigen brachte. "Macht nun das Protokoll, Ihr Herren. Ihr, Marianne, unterschreibt's, wenn Ihr Euch gutwillig wollt finden lassen; außerdem wird's andere Wege geben, Euch gehorsam zu machen. Verstanden?"

Marianne schrie laut, während die Ziege meckend ihre hingestreckte Hand beleckte; das Kind weinte mit; aber die Herzen des Mannes blieben ungerührt.

Das Protokoll war fertig.

"Nicht gestennt, Frauenzimmer!" sagte der Gerichtsbote lachend, und fügte diktatorisch hinzu: "hier ist Dinte und Feder, hier das Plätzchen auf

dem Papier. Unterschreibt, wenn Ihr wollt; wo nicht, so schweigt wenigstens und laßt uns unsern Weg ziehen. Ich sage Euch, daß ich der Mann nicht bin, der Euer Gejammer lange geduldig mit anhört. Verstanden?"

Marie gehorchte und unterschrieb.

Zwei Minuten später waren Schöppen, Gerichtsbote und Ziege aus der Stube, und zogen einträchtig die Straße hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Volkers Lied.

Aus der Dyer: „Die Nibelungen.“

Mir war, als hört' ich scharren
Viel wilder Roffe Huf,
Es rasselte Schild und Barren,
Es tönte Hörnerruf.
Und hei! nach alter Weise
Ran ich herbei geschwind.
Es gilt ein Lied zum Preise
Der Siegelinde Kind.

Die reichen Königebelden,
Schilbung und Nibelung,
So thut die Märe melden,
Schlug Siegfried kühn und jung.
Den Hort der Nibelungen
Erwarb sich seine Hand,
Schwert Balnung hat errungen
Der Held aus Niederland.

Aus einem hohlen Berge
Holt er hervor den Hort,
Albrich, dem mächt'gen Zwerge,
Riß er die Kappe fort,
Die Alle, die sie tragen,
Unächtbar machen kann:
Heil sei in allen Tagen
Solch kühnem tapfern Mann!

Nun sprach von hoher Minne
Er manches süße Wort,
Sei's auch im andern Sinne,
Ein Nibelungenhort,
Ein Hort, der nimmer endet,
Wie viel ihr mahnt und gebt,
Der ewig Treu' verpfändet
In zweien Herzen lebt!

Luise Otto.

Otto Ludwigs Erbförster auf der Leipziger Bühne.

(Schluß.)

Die verwandelte Scene führt uns in den „heimlichen Grund.“ Robert, entschlossen das väterliche Haus für immer zu meiden, sich selbst ein Schicksal zu gestalten, sendet ein Mädchen mit einem Briefe an Marie in das Forsthaus und bleibt zurück. In Sinnen verloren hört er plötzlich einen Schuß und gleich darauf wankt der Buchjäger Gottfried zum Tode verwundet herbei. An der Flinte mit gelbem Bande will er seinen Mörder Andres Ulrich erkannt haben. Der herzugekommene Buchhalter Möller läßt die Leiche fortbringen und hat sich kaum entfernt, als Andres einen Höhenpfad heruntereilt. Robert ruft dem „Mörder“ empört zu, er solle entfliehen. Der aufs äußerste erschöpfte Förstersohn erzählt den wahren Zusammenhang, — und eben eilt der Lindenschmidt mit Andres Flinte über den Waldsteig. Dem Anrufen trobt er — zwei Schüsse werden abgefeuert und Robert streckt den Mörder des Buchjägers zu Boden.

Dieser Schluß des dritten Aufzugs wird zur Katastrophe. Denn als jetzt im Forsthaus der Bauer Wilkens fordert: die Försterin solle mit den Kindern ihren starkköpfigen Mann lassen und zu ihm kommen, wenn ihr an seinem Erbe etwas gelegen sei; als Wilhelm aus der Stadt vom Advokaten zurückkehrt und die Unmöglichkeit einer Klage gegen den Stein dem Vater klar zu machen sucht, — da erreicht des Försters Groll und Grimm seinen Gipfel. Er heißt, als ihm seine Frau die Alternative, die Wilkens gestellt, mittheilt, sie gehen, als sie aber bleiben will, befiehlt er streng, nicht weiter davon zu reden und finstern brütend dankt er an das „hinter der Kirchhofsmauer.“ Marie, die Roberts Brief erhalten, wird von der Mutter aufgefordert ihn zu öffnen und zu lesen, — vorzulesen. Man holt die Bibel herbei, um wenn der Vater aufmerksam wird — ihn täuschen zu können. Im Briefe fordert Robert die Geliebte auf, in den heimlichen Grund zu ihm zu kommen; die Mutter rath dazu, es sei die einzige Rettung. Das Kinderherz Mariens aber sträubt sich dagegen und nur um Robert zu sagen: er solle sie dem Vater lassen, will sie den Weg antreten. Als sie dem Vater „Gute Nacht!“ sagt — welch erschütternder tragischer Abschied! Das ist eine von den Scenen, wo man in Otto Ludwig den Meister der Kennerchaft des menschlichen Herzens erkennt. Vorher aber, ehe sie noch zum Gehen kam, war Marie zwischen dem Inhalt des Briefes genöthigt Bibelstellen zu lesen. Sie trifft solche, welche Deß in die Flammen des Erbförsters gießen, als: „es soll einerlei Recht unter

euch sein!“ Dabei hat es nicht sein Verwenden, denn es folgen nun: „Auge um Auge, Zahn um Zahn u. s. w.“ und „wer einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben!“ — Stellen, die eine inhaltsschwere Bedeutung sogleich erhalten sollen. Während die Försterin Mariens unbemerktes Gehen erleichtert, kommt Weiler, der Holzwärter, und bringt die Nachricht, Robert Stein habe den — lang erwarteten Andres erschossen. Zum Beweis zeigt er das Tuch Andres, welches er um die Flinte (die ihm der Lindenschmidt stahl) gewickelt hatte, und der Förster geht hin, den Mörder zu richten. „Wer einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben,“ die Gerichte richten nicht mehr recht, — Recht soll aber Recht bleiben! —

Die Leser errathen, warum wir kurz bei dem Schlusse verweilen. Es ist beinahe unmöglich, ein richtiges Bild der beiden Akte zu entwerfen. Die Handlung drängt sich, das Interesse steigt nicht mehr mit den Scenen, sondern mit den Worten, und als alle Knoten sich lösen, einer der Todtgeglaubten nach dem andern erscheint und der starre Erbförster an der Leiche seiner von ihm erschossenen einzigen Tochter, seines Lieblingskindes, vernichtet zusammenbricht und nun geht, sich selbst zu richten — wer wollte da wohl erzählen. Sehen, hören muß man das und dann im Geiste an sich vorüberziehen lassen. Wir hatten es auf eine Analyse nicht abgesehen — wir wollten seelisch und selbst noch einmal und mit uns andere vor die Bretter versetzen, es ist uns aber unmöglich, den ganzen großen Eindruck des Schlusses ins einzelne zu zergliedern. Ueberlassen wir es allen, sich selbst den vollen Eindruck zu verschaffen und entledigen wir uns der Pflicht der Anerkennung gegen Regie und Darsteller.

Das *mise en scene* des Trauerspiels war wirklich trefflich zu nennen. Die einfachen und entsprechenden Decorationen, die geschmackvollen Costüme, — das alles verdiente nur Lob. Es würde indeß wenig in Betracht zu ziehen sein, wenn es nicht nur Felie eines wahrhaft geistigen Durchdringens des Stückes gewesen wäre.

Dem Darsteller des Erbförsters: Herrn Rudolph, gebührt volles und ungetheiltes Lob. Er hat sich mit Eifer, Wärme und echtem künstlerischen Sinn seiner Aufgabe hingeeben und sie auf eine Weise zu lösen verstanden, bei der man vollste Befriedigung zu erlangen vermochte. Die Persönlichkeit des Künstlers unterstützte allerdings sein Streben nicht wenig, doch liegt der Hauptzauber seines Erbförsters in dem Geiste seiner Darstellung. Gleiches Lob verdiente Fräulein Liebich als Marie. Als brave und geistvolle Schauspielerin war sie uns längst bekannt, allein in so günstigem Lichte, wie in dieser Rolle, entsinnen wir uns nicht, sie gesehen

zu haben. Ihre Marie zieht uns Veranlassung zu dem Wunsche, sie auch ferner mit tragischen Rollen betraut zu sehn. Herr Pauli wußte die Rolle des Holzwärter's Weiler bedeutend herauszuarbeiten und zu einer wirklich charakteristischen Gestalt zu erheben. Die übrigen Darsteller und Darstellerinnen störten mindestens durch nichts, und lezten dadurch die Achtung an den Tag, welche der Künstler vor dem wahren Kunstwerk stets empfinden sollte. Die Erscheinung des Erzförster auf der Leipziger Bühne ist eine grüne Dase in öder Sandsteppe. Die Art

derselben versöhnt auch mit der Verspätung, die von manchen Seiten als ein Verwurf geltend gemacht worden ist. An Theilnahme ließ es das Publikum nicht ermaneln — es war von Bewunderung, sowohl für den Genius Otto Ludwigs, als für die treffliche Vorstellung, durchdrungen. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß dem erstem Erscheinen eines unsrer bedeutendsten Dramatiker — bald ein weiteres zunächst in seinen „Makkabäern“ folgen werde.

Leipzig, Ende December 1853.

A. S.

Feuilleton.

Beitschwingen.

Leipziger Theater. In „Robert der Teufel“ und „der Barbier von Sevilla“ gastierte Fräulein Cathinka Evers vom Benicetheater in Venedig. Die Sängerin wird von competenten Seite gerühmt und hat reichen Beifall gefunden. — Charlotte Birchpfeiffers schreckliche „Waise von Lowood“ ist nun auch auf unsern Brettern heimisch geworden — wir übergehen dies Werk, welches Kladderatsch mit den theuren Kartoffelpreisen in Verbindung brachte, — mit Stillschweigen. Es ist die einzig mögliche Beurtheilungsart dem Werth des Drama's und der Ueberzeugung des Publikums gegenüber. Eine schlechte Posse „die falsche Pepita“ wurde gebührendermaßen ausgepiffen. — Die wichtigste Erscheinung unsrer Bühnenwelt seit dem neuen Jahre war die am 7. Januar stattgehabte erste Aufführung des „Lohengrin“ von Richard Wagner. Leider berichtet unsre musikalische Autorität, Hoplit in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ folgendermaßen darüber: seit mehreren Wochen hatten wir auf den Lohengrin so sehnlich und voll Spannung, wie Elsa auf ihren Schwaneneitter beim Gottesgericht. Um die Mitte des December war sein Erscheinen schon angekündigt, aber es schwebte ein eignar Unstern über ihm, und somit auch über uns. Wir waren nach Leipzig geeilt, um die erste Vorstellung in keinem Falle zu versäumen, und hatten Muße genug gefunden, um ein vollständiges Winterquartier hier zu errichten. Elsa, König Heinrich und Telramund waren der Reihe nach krank geworden und hatten die Proben ebenselbst gestört, als die Aufführung verzögert. Doch sprach man unterdeß viel von der brillanten Ausstattung, und von vortrefflichen Costümen; wir studirten Particur und Textbuch eifrig, und unsre Erwartung ward, wie die des Publikums, nur immer höher gespannt. Seit Wochen waren alle Sperrsitze vergeben, aus der Ferne war mancher seltene und neue Gast herbeigezogen, außerdem so

ziemlich Alles, was in Leipzig Anspruch auf Kunstgeschmack, Kunsturtheil und Kunstkennerschaft Anspruch macht, im Theater versammelt und so erschienen denn alle Räume des Theaters bei doppelten Preisen vollständig gefüllt. Das Publikum war ein möglichst Gewähltes, und seine Theilnahme und Spannung war eine, dem wichtigem Ereignisse würdige und angemessene.

Jetzt ist die langersehnte Aufführung vorüber, aber ich bemühe mich vergeblich, die widersprechenden Gefühle klar wiederzugeben, welche mich während des ganzen Abends besüemten. Wir wissen, daß Wagners Lohengrin als abgerundetes Kunstwerk, sowohl in seiner dramatischen als musikalischen Bedeutung, noch über seinem Tannhäuser steht, — ein Urtheil, welches jetzt wohl so ziemlich allgemein ist. Sie erinnern sich vielleicht auch des überwältigenden Eindruckes, den die erste Vorstellung des Tannhäuser, die ich in Dresden sah, auf mich ausübte — ein wahres Jubelgefühl, das sich in einem enthusiastischen Bericht in diesen Bl. Luft machte. Diesen Thatsachen gegenüber werden Sie die peinliche Stimmung begreifen, die mich den gestrigen Abend quälte, wenn ich Ihnen sage: ich konnte zu keinem Enthusiasmus kommen, denn die Mängel der Ausführung machten es unmöglich!

Ich ward den Gedanken nicht los, ein wie großes Glück es sei, daß der Ruf des Lohengrin bereits fest und sicher begründet ist, und ihm daher Nichts mehr schaden kann. Denn wäre die Leipziger Aufführung die erste gewesen, die von die'em Kunstwerk überhaupt veranstaltet wurde, so, fürchte ich, wäre das Schicksal des Lohengrin auf Jahre hinaus problematisch geworden! Jetzt sieht aber jeder Vernünftige ein, daß die Schwächen der Aufführung nicht die des Kunstwerkes sind, und Jedermann weiß, daß die erste Leipziger Aufführung des Lohengrin die schlechteste war, die bis jetzt überhaupt zu Tage gekommen ist! Wenn ich Ihnen

sage, daß die Aufführung des Lannhäuser in Leipzig gegen die des Lohengrin vortrefflich war; daß der von Paris herbeigeeilte Graf Dyziwicz, welcher die Posener Aufführung des Lannhäuser so scharf in diesen Blättern beurtheilte, eingestand, daß jene Vorstellung in Posen besser war, als diese des Lohengrin in Leipzig — so haben Sie ungefähr den richtigen Maßstab zur Beurtheilung.

Ein Glück, daß Wagner nicht hier war! Das war unser zweiter Gedanke. Wagner hat sich von der Leipziger Aufführung viel versprochen, ihm war die Erscheinung seines Lohengrin an diesem Orte wichtiger, als an manchem anderen. Wohl ihm, daß ihm dieser Schmerz erspart war, sein Kunstwerk mit eigenen Augen herabgewürdigt zu sehn! Uns ergriß aber zugleich das Gefühl der tiefsten Indignation, daß man zu einer solchen Arrangirprobe — denn mehr war diese erste Aufführung nicht, — ein gewähltes und gebildetes Publikum mit Selbstbefriedigung einladen, und von ihm noch doppelte Eintrittspreise verlangen konnte!

Ueber das Detail können und wollen wir diesmal noch nicht sprechen. Wir betrachteten das Ganze, wie gesagt, nur als Probe, und haben die erste Aufführung noch zu erwarten. Denn die Sänger waren in ihren Rollen noch so wenig zu Hause, und in ihren Partien noch so wenig sicher, daß von Auffassung und geltenmachendem Vortrag bis jetzt nicht zu reden ist. Am sichersten und besten war das Orchester. Seine Haltung war eine feste, wenn auch noch nicht vollkommen freie; die Ausarbeitung in der Nuancirung ließ zwar noch Manches zu wünschen übrig, aber man konnte mit den Leistungen dennoch sehr zufrieden sein, wenn man die Schwierigkeit der Partien, und die geringe Anzahl der Orchesterproben kennt, deren nur 7 in einem Zeitraum von 3 bis 4 Wochen stattgefunden haben. Vorzüglich gut waren die Blechinstrumente im Orchester, wie auf der Bühne. Auch die Tempi von Rieg waren ziemlich angemessen, wenn auch fast immer etwas zu schnell. Ein wirkliches Verateifen eines Tempo, wie wir es früher im Lannhäuser tügten, kam aber nicht vor.

Die Chöre waren, trotz des großen Eifers, den der neue Concertdirector Hentschel auf ihr Einstudiren verwendet hatte, noch immer sehr schwankend — namentlich die Männerchöre. Geradezu falsch und verwirrend war der Doppelchor im 2. Act: „in Früh'n versammelte uns der Ruf.“ An dem Mißlingen dieses wunderschönen Chores mag zum großen Theil das unmäßig rasche Tempo Schuld sein, welches Rieg angab. In einem solchen Carriere kann dieser Chor nie gesungen werden. Selbst, wenn man es durch den größten Fleiß dahin brächte, so wird man doch nimmermehr die beabsichtigte

Wirkung dadurch erzielen können. Dies nur ein Beispiel für Mehrere. —

Der Herrufer (Behr) war der beste Solist, auch König Heinrich (Schott) genügte im Gesang, zeichnete sich jedoch durch ganzliche Abwesenheit alles Spieles aus. Er war den ganzen Abend zerstreut und gelangweilt. Fr. Buck (Ortrud) und Fr. Brassin (Telramund) überraschten uns durch einige Lebendigkeit im Spiel und einen gewissen Fleiß in der Auffassung, da Beide in dieser Beziehung uns durchaus nicht verwöhnt haben. Brassins Telramund ist jedenfalls eine bessere Leistung, als sein ganzlich vergriffener Wolfram v. Eschinbach. Die Rolle des Telramund spielt sich allerdings von selbst, und ist Brassin's Naturell weit angemessener als die des Wolfram. Fr. Buck würde wegen ihres Fleißes besseres Lob verdienen, wenn sie nicht öfters gründlich falsch gesungen, ihre Rolle überhaupt besser beherrscht, und nicht durchgehends so undeutlich ausgesprochen hätte, daß man am ganzen Abend buchstäblich kein Wort von ihr verstand.

Lohengrin (Fr. Widemann) war ohne alle Innigkeit, Wärme und Poesie; Elsa (Fr. Mayer) spielte entsetzlich steif und sang sehr geistlos. Auch von ihnen beiden haben wir kaum einige Worte verstanden, und ihr Gesang ist eben so wenig, wie ihr Spiel und ihre Persönlichkeit diesen Partien angemessen, wie sie wohl selbst am Besten fühlen werden. Von Widemann's Auffassung und Spiel kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn wir versichern, daß er uns im zweiten Act so peinlich an den „Propheten“ erinnerte, daß wir das Bild dieses Meyerbeer'schen Heuchlers nicht mehr los werden konnten. Man war förmlich froh, als Lohengrin in seinen Nachen stieg — damit er nur endlich fertkam! Die offene Unlust, mit der Fr. Widemann seine Rolle absang, und sein, einer derartigen künstlerischen Aufgabe unzugängliches Naturell mußten dieses Unbehagen im Zuhörer unwillkürlich hervorrufen. Und Elsa! Wenn man weiß, wie hoch diese wunderbare Frauengestalt von Wagner gestellt wird, wie duftig und poetisch-ideal er dieses Symbol der reinsten Weiblichkeit gehalten wissen will — so bedauerte man die Rolle und Fr. Mayer zugleich, welcher offenbar eine Aufgabe aufgezwungen worden war, der sie sich freiwillig nicht unterzogen haben würde. Fr. Mayer hat leider keine ausreichende Stimmittel und keine natürliche Tonbildung — Alles klingt gequetscht, gepreßt und meist vollkommen unverständlich solfeggiert. Dazu gesellte sich eine verkehrte Auffassung, welche Elsa theils zu einer neugierigen und vorwitzigen Sourette, theils zu einer düßenden Vestalin mit übertrieben hochtragischem Pathos machte! —

Wir können der so kunstbegeisterten, und dabei so bescheidenen Frau Steche — welche vor

wenig Wochen eine Aufführung des Lohengrin von Dilettanten am Clavier veranstaltete — die aufrichtige Versicherung geben, daß ihre, mit durchaus künstlerisch durchgebildeten Kräften veranstaltete Aufführung ein Muster für das Leipziger Theater sein konnte. Die Elsa der Frl. Kistner war, namentlich in ihrer pietätvollen und poetisch-reinen Auffassung, gegen die Darstellung durch Frl. Mayer vortrefflich zu nennen. Auch unser wackerer, musikalischer Schneider übertrifft Widemann als Lohengrin bedeutend. Warum singt Schneider nicht diese Partie auf der Bühne, da er sie dramatisch und musikalisch vollendeter als Widemann aufführt? Allerdings vermag nur ein Tichatschek und Göze den Lohengrin vollkommen zu beherrschen; aber Widemann als Lohengrin zu übertrifft ist ein Verdienst, welches Schneider mit Leichtigkeit erringen würde.

Das führt uns auf die Frage nach der Besetzung im Allgemeinen. Wie machen den Sängern und Sängerinnen weit weniger einen Vorwurf daraus, daß sie ihren Rollen nicht gewachsen waren, als der Direction, daß eine solche Besetzung dem Leipziger Publikum noch immer vorzuführen wagt. Wie lange soll denn Frl. Mayer noch die ersten Partien singen? Wie lange soll eine Anfängerin mit einer Altstimme, wie Frl. Buck, alle zweiten Sopranpartien übernehmen, und an den schwierigsten Rollen, wie Venus und Detrud, sich vergeblich abmühen? Ist diese Besetzung, mit einer Sopranistin ohne Stimme und einer Altistin für alle mögliche zweite Partien, etwa eine, dem Rufe und Range Leipzigs würdige? Es gehört entweder eine grenzenlose Zügellosigkeit oder Unkenntniß der Direction dazu, uns solche Kräfte nicht nur in jeder beliebigen Oper, sondern sogar im Lohengrin mit Selbstvertrauen vorzuführen! Und es gehört die grenzenlose Gemüthsruhe eines indifferenten Theaterpublikums dazu, sich so etwas auf die Dauer von einem Theaterunternehmer bieten zu lassen! —

Was allerdings durch äußeren Aufwand, bei den byzantinischen Mitteln eines Stadtheaters, geleistet werden kann, das hatte der Director Wirsing geleistet. Die Costume waren brillant, die Decorationen zwar ungeschickt und unkünstlerisch, aber doch durchaus neu und mit gutem Willen hergestellt. Der Glanz des Brautzuges war überaus schön. Doch das sind äußere Dinge, welche nur dann zur Wirkung des Ganzen beitragen, wenn das Ensemble ein Anderes ist. Die Regie ließ aber in der That zu viel zu wünschen übrig, in der Theilung und Beweglichkeit der Massen, im stummen Spiel der Chöre, in der Anordnung und Benutzung des Raumes, u. so. daß die ganze Vorstellung, mit Ausnahme weniger Scenen, uns fortwährend den Eindruck eines Puppenspiels mit

glänzend costümirten Puppen machte. Der ganze alte Opernjammer mit seinen militärischen Evolutionen und nichtsagendem Prunk — auf den Lohengrin angewendet — was kann dabei Anderes, als eine unwürdige Verzerrung herauskommen!

Dem Director Wirsing für die Aufführung des Lohengrin zu danken, haben wir daher nicht die geringste Veranlassung. Hr. Wirsing weiß so gut als wir, welche glänzende Geschäfte er mit dem Fannhäuser gemacht hat, und daß es daher nur reine Speculation, keine Aufgabe der Kunst war, daß er Lohengrin auf die Bretter brachte. Pietät, oder Streben nach Idealität war es auch nicht, warum er den Lohengrin so brillant ausstattete, denn Halevy's Rosenfee und Meyerbeer's Prophet genossen ihrer Zeit dieselbe Vergünstigung. Wir versichern aber Hrn. Wirsing, daß, wenn er fortfährt, den Lohengrin in solcher Gestalt, wie das erste Mal uns ferner vorzuführen, er nach der dritten Vorstellung schon ein leeres Haus haben wird!

Daß daran nicht der Lohengrin, sondern seine Aufführung Schuld sein wird, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen!

Daß diese Vorstellung eine durchweg überleitete, und darum vielleicht so ganz verfehlt war, mag allenfalls eine Entschuldigung für die Sänger und die Regie, aber keine für Hrn. Wirsing sein. Er bereut gerade hierdurch, daß keine Ader von einer Künstlernatur in ihm ist. Er wollte den Lohengrin noch während der Leipziger Messe geben, das war die ganze Speculation! Darum diese wenigen und überleiteten Proben, darum dieser gehaltlose Pomp, dieser Mangel an Sicherheit und Verständniß der Mitspielenden. Darum das Wagner'sche Kunstwerk förmlich auf die Folter gespannt, und das Publikum mit dem Kunstwerk gemartert. Alles aus Speculation! Es liegt etwas wahrhaft Furchterliches in einer solchen kaufmännischen Theaterführung! —

Es herrscht nur eine Stimme im Publikum über Hrn. Wirsing's Aufführung des Lohengrin, die Stimme der gerechtesten Indignation über eine solche Mißhandlung, zugleich mit der aufrichtigsten Bewunderung des unssterblichen Werkes, dem trotz aller Mißhandlung die lebhafteste Theilnahme gespendet wurde.

Daß das Publikum sich mit Eifer und Wärme der Aufführung hingab, solange Wärme überhaupt möglich war, bewies die Aufnahme des ersten Actes, der unstreitig in der Ausführung auch der beste war. Wiederholter lebhafter Beifall unterbrach die Hauptnummern, namentlich das großartige erste Finale. Nach dem ersten Act wurden nicht nur sämtliche Darsteller, sondern auch der Kapellmeister Ritz und sogar Hr. Wirsing gerufen. Bei einer guten Aufführung des Lohengrin steigert sich aber das dramatische und musikalische Interesse bis zur

letzten Scene des ersten Actes fortwährend. Wie schlecht die Leipziger Aufführung war, geht schon daraus hervor, daß der zweite und dritte Act fast spurlos vorübergingen, und am Schluß die Hauptdarsteller nochmals gerufen wurden. Ein Enthusiasmus war selbst bei denen unmöglich, welche den Lohengrin längst kennen und über Alles verehren. Die wärmste und lebhafteste Empfänglichkeit brachte der größte Theil des Publikums mit — aber sie wurde zu wenig unterstützt, um nur einigermaßen auszuhalten zu können. Selbst solche Nummern, welche schon in Concerten wahrhafte Beifallsstürme erregt haben, wie der Brautzug, Männerchöre, ließen kalt — eine unbegreifliche Thatsache, wenn man die Leipziger erste Aufführung eben nicht gesehen hat!

Ob ein Fortschritt in der Aufführung eintreten wird, müssen wir geduldig erwarten, doch ist wenig Hoffnung auf ein gründliches Besserwerden, solange die Rollenbesetzung dieselbe bleibt. Wir wünschen es zur Ehre Leipzigs und zur Ehre der Kunst! Zum Ruhme Wagner's mußte aber selbst dieser negative Erfolg das Seinige beitragen. Denn es ist eine, wenn auch betrübende, dennoch erhebende Thatsache, daß selbst eine solche Vorstellung Wagner's erhabenes Kunstwerk nicht zu tödten vermochte! — — — —

Der Sonnwendabend. So betitelt sich ein neues Drama Mosenthal's, welches am Hofburgtheater zu Wien zur Aufführung angenommen ist und demnächst erscheinen wird. Dasselbe bewegt sich in ländlicher Sphäre, wie des Dichters erstes Drama „Deborah.“ Wir wollen ihm herzlich einen eben so guten Erfolg, wie den mit diesem Stücke gehabt, wünschen, es hat ihn sehr nöthig.

Die wohlfeile Literatur. Das in Leipzig im Verlag der Pappeschen Kunstanstalt neu erscheinende illustrierte Familienjournal verbreitet sich in einem Artikel über den Segen der wohlfeilen Literatur und ladet auf diese Weise in der höhern Blumensprache zum Abonnement ein. Gewiß verkennen wir nicht, welche Bedeutsamkeit Unternehmungen, wie Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Heerd,“ die „deutsche Bibliothek“ etc. haben und wie sehr der Einfluß dieser „wohlfeilen“ Literatur zum Segen reichen kann. Gewiß ist es aber auch, daß bei allen den Pfennig- und Hellermagazinen, den Blättern für Geist, Gemüth und

Publicität „den Volksfreunden und Hausboten“ nichts herauskommt, als Verbreitung schlechten Geschmacks und einiger alltäglichen „Kenntnisse“ die ein Letztaner oder Realschüler dritter Classe bereits belacht. Jedes in Rede stehende Blatt liefert den schlagendsten Beweis hierfür. Eine Uebersetzung des Ainsworth'schen Romans „die Sternkammer“ bildet den Inhalt des belletristischen Theils, „Schnurren,“ Hausmittel und Recepte, wie sie Gottfried Basse in Quedlinburg in Büchern druckt, machen im Wesentlichen das Feuilleton aus. Classischen Inhalt bei einem Blatte, von dem die compref gedruckte Nummer einen Silbergroschen kostet, zu fordern, wäre lächerlich, wie es überhaupt lächerlich ist, Journale mit dem Maßstab des Literarhistorikers zu messen. So lange sich aber die wohlfeile Literatur nicht in anderer Weise Geltung verschafft, als in der eben angegebenen, wird man ein gerechtes Mißtrauen des gebildeten Publikums dagegen nicht verwerflich finden können.

Vermischtes.

Die Appische Straße. Die berühmteste Straße der Welt, welche von Rom nach dem Süden Italiens führte und zum Theil jetzt noch als Fahrstraße streckenweise benutzt wird, war bis in die Gegend des heutigen Albano auf beiden Seiten mit den prachtvollsten Grabdenkmälern reichet oder vornehmer Römer umgeben. Man nannte sie deshalb wohl auch die Gräberstraße. Gegenwärtig ist man beschäftigt, die größtentheils verschütteten Grabmäler aufzugraben, wodurch eine Menge interessanter Skulpturen, Büsten, architektonische Zierrathen, Genien, Friese, Inschriften etc. zu Tage gekommen sind. Die werthvolleren Gegenstände hat man in die Museen Roms geschafft, die weniger werthvollen aber in den Orten der Ausgrabungen gelassen, wo sie theils an den bloß gelegten Unterbauten und Wänden der Grabmäler angelehnt oder in die Mauer eingesetzt sind, was einen wunderlichen Anblick gewähren soll. Aus dem Latein der aufgefundenen Inschriften wollen die römischen Gelehrten herauslesen, daß die Errichtung der meisten dieser aufgegrabenen Denkmale in die Kaiserzeit fällt und zwar vom ersten bis zum dritten Jahrhundert.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.